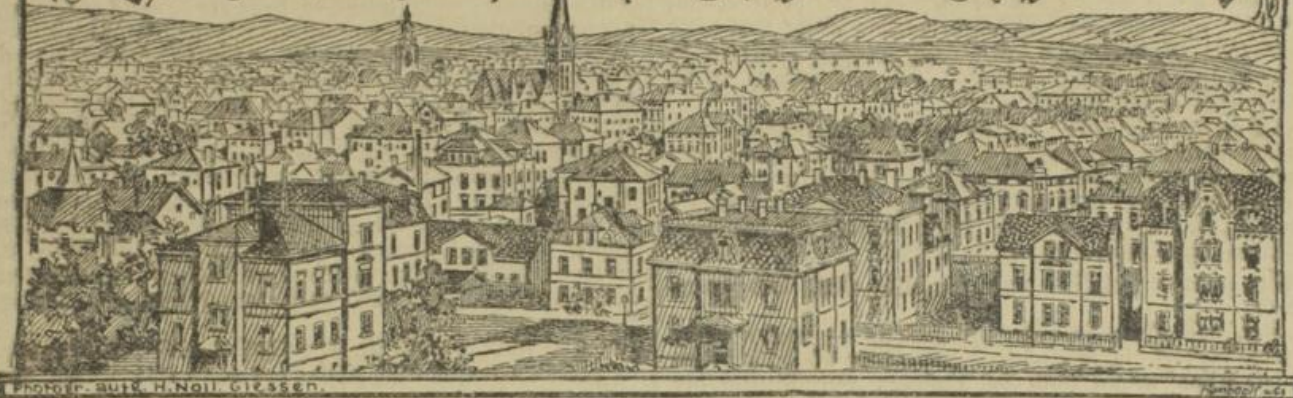


Biekenener Familienblätter

Unterhaltungsblatt zum Biekenener Anzeiger (General-Anzeiger).



Offizierstöchter.

Roman von Paul Grabein.

(Nachdruck verboten.)

(Fortsetzung.)

„Mein Kind, es mag schwer sein, aber unmöglich ist es nicht. Ich habe so manche Frau gekannt, die darüber hinweggekommen ist.“

„Aber ich nicht, Mutter! Wo einmal mein Vertrauen getäuscht worden ist, so schmähslich — da kann ich nicht vergessen. Verzeihen vielleicht, aber nicht vergessen! Versteht das wohl. Und was soll so etwas, so ein getrübetes „Blut“, das jeden Augenblick in Scherben zu fallen droht?“

Die Mutter schüttelte den Kopf und sagte ernst:

„Es hält schon, Gerda — wenn man nur den festen Willen hat.“

„Aber ich hab' ihn nicht. Und will ihn nicht haben! Wie soll ich neben einem Manne hinleben, den ich nicht mehr achten kann?“

Da erhob sich auch Frau von Henning.

„Du bist wohl noch zu aufgeregte. Wir wollen lieber einstweilen nicht mehr darüber reden. Nur das noch — vorhin kam dies Telegramm hier.“

Und sie reichte es der Tochter hin, die nun las:

„Hatte wichtige Unterredung mit Heinz. Bitte nichts unternehmen, mein Kommen abwarten. Dreffe heute abend noch dort ein. Astrid.“

Gerda blickte eine Weile stumm auf das Papier. Auch sie las da allerlei zwischen den Zeilen. Doch nun reichte sie der Mutter die Depesche zurück.

„Es ändert nichts an meinem Entschluß.“

Astrid kam wirklich noch mit dem letzten Zuge. Sie berichtete in Anwesenheit der Mutter und Ediths — Gerda selber wollte es so — von ihrer Aussprache mit Heinz.

Als sie zu Ende war, fragte Frau von Henning mit ernstem Nachdruck Gerda, die neben ihnen saß, die Hände fest ineinander verschränkt:

„Nun, Gerda, was sagst du hierzu?“

„Es mag schon alles so sein, wie er sagt — an den Tatsachen ändert es nichts.“

„Das weiß ich doch nicht! Freilich, was geschehen ist, läßt sich nicht ändern; aber wieder gutmachen läßt es sich. Und dein Mann — das muß ich anerkennen — bietet dir dazu bereitwilligst die Hand, trotz deiner Flucht. Mehr kann man eigentlich billigerweise nicht von ihm verlangen.“

Und auch Astrid stimmte der Mutter bei.

„Wirklich, Gerda! Es tut ihm aufrichtig leid. Es war ihm ja deutlich anzumerken. Glaub mir's, Heinz ist kein schlechter Mensch. Nur eben sehr impulsiv, im Guten wie im Bösen — eben eine echte Künstlernatur. Aber es läßt

sich schon ganz gut auskommen mit ihm. Wenn man ihn nur richtig nimmt.“

So redeten sie ihr zu, nur Edith schwieg. Da stand Gerda endlich auf, mit einem gequälten Ausdruck.

„Ihr versteht ja alle nicht, worauf es ankommt.“

Und sie ging aus dem Zimmer. Schweigend folgte ihr Edith nach.

Am anderen Morgen fand sich Astrid schon früh wieder bei der Schwester ein. Sie setzte sich zu Gerda auf den Bettrand. In herzlicher Weise sprach sie noch einmal auf sie ein, daß sie heute alles ruhiger ansehen möchte. Da nahm Gerda ihre Hand.

„Ich danke dir, Astrid. Du meinst es so gut, hast dich so bemüht um mich — aber du siehst den Hauptpunkt nicht. Gewiß, ich könnte Heinz verzeihen; ich bin ja nicht kleinlich. Obgleich ich nie ganz darüber hinwegkäme, daß er so schwach gewesen ist. Aber was wäre damit gehoffen? Gerade das, was Heinz dir da offenbart hat, es zeigt ja so klar und deutlich den unheilbaren Riß zwischen uns. Das, was ich von ihm innerlich erhofft habe, das wird er mir immer schuldig bleiben. Und das wieder, was er von mir verlangt, das kann ich ihm nun einmal nicht geben. Also würde er nie in Wahrheit zufrieden sein mit mir, und dieses Entbehren würde ihn über kurz oder lang wieder den Weg führen, den er jetzt gegangen ist. Was sollen wir aber das alles noch einmal durchmachen? Ist es denn nicht besser: lieber jetzt schon das, was doch kommen muß?“

„Gerda, du bist unbarmherzig, gegen dich und Heinz. Das ist ja zum Erschrecken!“

„Nicht unbarmherzig — nur klar.“

Da gab Astrid es auf, ihr beizukommen. Sehr traurig ging sie wieder.

Gegen Abend kam der Oberstleutnant von seinem Jagdausflug zurück. Frau von Henning empfing ihn zunächst allein und bereitete ihn auf alles vor. Möglichst vorsichtig. Aber dennoch geriet er in große Erregung und verlangte Gerda sofort zu sprechen.

„Das sind ja nette Geschichten!“ empfing er die Tochter, als sie nun bei ihm eintrat. Er war noch im Jagdanzug, wie er gekommen war. „Dein Mann ist ja —“

Doch er besann sich und bohrte nur die Fäuste in die Taschen seiner Lodenjoppe. Dann sah er Gerda an, zornig und streng:

„Aber auch du — einfach davonzulaufen! Das hätte ich nicht erwartet von dir!“

„Vater — ich hatte sonst niemand, wo ich Schutz suchen konnte.“

Ihr Blick stimmte ihn milder.

„Nun, war es denn überhaupt so unbedingt nötig, daß du Dritte in die Sache hineinzogst? Solche Angelegenheiten — wenn sie eben schon einmal vorkommen — werden am besten zwischen Mann und Frau allein abgemacht.“

„Da hast du recht, Vater. Solange es eben noch etwas zu hoffen gibt.“

Der Oberstleutnant stuchte.
„Was soll denn das heißen? Wie ich von Mama hörte, ist dein Mann bereit, alles wieder gutzumachen?“

„Das wohl, aber hier geht nichts wieder gutzumachen.“
„Wie?“

„Rein, Vater. Unsere Ehe ist zerstört von Grund aus — jeder Versuch, sie wieder aufzubauen, würde hoffnungslos scheitern.“

„Unsinn! Das sind Redensarten — Uebertreibungen.“ Als er das blaße Gesicht der Tochter sah, räusperte er sich gewaltsam. „Ich meine — du mußt dir die Sache nun nicht gar zu sehr zu Herzen nehmen. Ihr Frauen mögt ja so was natürlich schwerer verwinden. Aber schließlich — es läßt sich wohl darüber wegkommen.“

„Es ist ja nicht das“, und Gerda sagte dem Vater, was sie heute morgen der Schwester erklärt hatte: Heinz und sie waren zu verschiedene Naturen — da klappte der Reiß, der unheilbar war. Und so schloß sie: „Siehst du, Vater — das ist es. Und darum ist jeder Versuch aussichtslos. Wir finden uns nicht mehr zueinander.“

Nun wurde Joachim von Henning still, und dann sagte er:

„hm, das ist ja freilich sehr traurig — meine arme Tochter! Daß es so steht, so — das hätte ich trotz allem nicht geglaubt. Wenn auch die äußeren Verhältnisse dir viel Kummer brachten, ich hatte wenigstens immer geglaubt, daß es sonst bei euch stimmt. Aber nun auch das noch —!“

Und er senkte tiefbekümmert seinen Kopf.

Da trat Gerda näher zu ihm.

„Nicht wahr, nun verstehst du es, Vater, daß ich nicht wieder zurückkehren kann zu meinem Manne?“

„Scheidung? — Nein!“ Der Oberstleutnant hob entschlossen wieder den Kopf und griff nun nach Gerdas Händen. „Mein armes Kind, ich hätte dir ja einmal ein anderes Los gewünscht — daß auch du nun das kennen lernen müßt! Es klang wie ein eigener alter Schmerz aus seiner Stimme, und mitleidsvoll drückten seine großen, schweren Hände ihre zarten Finger. „Aber was hilft's? So ist nun einmal das Leben. Wir müssen hinnehmen, was uns das Schicksal bringt, ohne Murren. Auch du, meine Tochter, müßt das nun lernen.“

Da zuckten ihre Hände, die er noch immer hielt, erschrocken auf.

„Wie? Ich soll weiter so leben mit ihm?“

Joachim von Henning nickte nur ernst.

„Aber das ist ja unmöglich!“

„Warum unmöglich?“

„Ich liebe ihn nicht mehr! Ich —“

Sie konnte es vor dem Vater ja nicht aussprechen, nicht enthüllen, das verzweiflungsvolle Aufbäumen ihrer Frauenscham: eine eheliche Gemeinschaft ohne Liebe — war denn das nicht das Furchtbarste? Einfach —? Sie mochte das entsetzliche Wort gar nicht ausdenken.

Aber der Oberstleutnant umspannte ihre fiebernden Hände, die sich ihm entwinden wollten, mit festem Druck.

„Es ist nicht leicht, Gerda, ich weiß es wohl. Aber was Tausende von Frauen vor dir gekonnt haben und nach dir können werden, auch du wirst es können.“

„Nein — ich kann nicht!“

Wie ein irrer Aufschrei klang das. Da sah ihr der Vater mit tiefem Ernst ins Gesicht.

„Sagt das meine Tochter?“

Ohne zu antworten starrte sie an ihm vorbei, mit einem Ausdruck völliger Verzweiflung.

„Gerda —“ sehr eindringlich sagte es der Oberstleutnant — „daß du dich so getäuscht hast in dir und deinem Manne, das ist ein schweres Unglück. Ich gäbe was darum, könnte ich's ungeschehen machen! Aber es ist nun einmal geschehen, du hast dem Mann, den du dir gewählt hast, vor Gott und den Menschen Treue gelobt, du mußt sie ihm nun auch halten.“

Sie machte unwillkürlich eine Bewegung, doch nur noch matt.

„Ich weiß wohl, man denkt heutzutage vielfach anders darüber. Die Ehen werden gelöst, wie sie geschlossen werden — leichtfertig, ohne sittliche Verantwortung. Aber, soll ich das auch an meinem eigenen Kinde erleben?“

Er suchte die Antwort in ihren Augen. Doch sie wichen ihm aus. Da gab er plötzlich ihre Hände frei.

„Dann — wärst du meine Tochter nicht mehr. Also wähle!“

Keine Regung an Gerda, aber der letzte Blutstropfen war aus ihren Wangen gewichen. Schwer lastend stand so das Schweigen zwischen ihnen.

Dem großen Manne ward die Stirne feucht. Er tastete mit unsicheren Händen an seiner Jagdjoppe herum, fand endlich das Taschentuch und fuhr sich damit an die Schläfe:

„Gerda —“ und in der sonst so festen Stimme war ein leises Zittern — „du weißt, ich habe dir damals aufs ernsteste abgeraten, als du mir von deiner Wahl sprachst. Ich habe ja alles kommen sehen. Aber heute — heute sage ich dir hier, an dieser selben Stelle: dein Platz ist neben deinem Manne! Du hast es so gewollt, nun mußt du auch ausharren. Hätte ich einen Sohn, und es wäre Krieg, er stände vor dem Feinde, irgendwo auf einem verlorenen Posten — Gerda, müßt' ich ihm nicht zurufen: Halt aus, mein Sohn, bis zum letzten! Die Pflicht über alles. Und du, Gerda — bist meine Tochter!“

Da ging es wie ein Erschüttern durch ihre Gestalt. Noch immer starren ihre Augen so vor sich hin, ins Weite. Aber es trat jetzt in sie ein Ausdruck, als sähen sie da hinten in der Ferne langsam etwas versinken. Etwas, das ihr letztes Hoffen gewesen war.

Und nun wandte sie den Kopf dem Oberstleutnant zu.

„Sei ohne Sorge, Vater — auch ich werde meine Pflicht tun.“

„Mein Kind, mein tapferes Kind!“

Er schloß sie tiefbewegt in seine Arme.

Gerda ließ es geschehen, aber in ihr brannte es. Nun schickte sie der eigene Vater, bei dem sie Schutz gesucht, wieder von sich zurück in die Gefangenschaft. Die Gefangenschaft, aus der es kein Entrinnen mehr gab — bis zum Ende.

Der Oberstleutnant hatte noch immer seine Arme um ihre Schultern liegen. So fragte er:

„Also ich kann deinem Manne dann telegraphieren: du kämst zurück. Und wann?“

Ihre Brust hob sich schwer. Dann sagte sie:

„Gleich — morgen. Denn heut ist es ja wohl schon zu spät.“

„Recht so, mein Kind. Nur tapfer weiter so!“

Gerda erwiderte nichts. Aber als sie dann mit dem Vater zu den anderen hinüberging, da stand ein müder, weher Zug in ihrem Antlitz. Der wich nun nicht mehr von dort.

In aller Frühe des nächsten Tages brach Gerda schon auf. Sie machte den Abschied von den Ihren so kurz wie möglich. Auch der Oberstleutnant sorgte dafür, daß keine Sentimentalität aufkam. Er liebte das nicht. Aber dennoch hatte Gerda ein seltsames Gefühl, als sie nun das Haus verließ. So dunkel und bang, als wäre es das letztemal — als würde sie das alles nie wiedersehen.

Sie kämpfte tapfer dagegen an. Ja, als sie jetzt, vors Haus tretend, den wohlbekannten Krimperwagen sah, der sie so many liebes Mal früher befördert hatte, da rief sie sogar mit einem schwachen Versuch, zu scherzen, zu Mutter und Schwester an der Haustür zurück: „Wahrhaftig immer noch die Rammsnase und die alte Walfüre! Die feiern nächsten wohl ihr fünfundsanzigjähriges Dienstjubiläum?“

Aber als dann, schon am Wagen, noch einmal des Vaters brauner Hühnerhund, der Bodan, zu ihr kam und sie mit leisem Wedeln ansah, da fühlte sie plötzlich etwas heiß in ihr aufsteigen.

Rasch schwang sie sich hinauf und verbarg sich in dem Wagen, dessen Vorhänge heruntergelassen waren, tief in der Ecke. Fest preßte sie die Lider auf die brennenden Augen.

So sah sie nicht, wie hinter dem Fenster seines Arbeitszimmers der Vater ihr nachblickte beim Abfahren, und noch stehen blieb, lange, mit tiefgesenktem Kopfe, als der Wagen schon längst verschwunden war. (Fortsetzung folgt.)

Im Vogelsberg.

Von Th. Cellarius.

(Fortsetzung.)

Aberglauben im Vogelsberg.

Der Gesan!

In dem Dorf an der Ridder lebte in der ersten Hälfte der sechziger Jahre noch der alte Schweinehirte, der den Herden

ins Handwerk pfuschte, indem er sich bemühte, die Leute auf seine besondere Art zu kurieren, nämlich ohne die Anwendung irgend eines der Materie angehörigen Heilmittels — nur durch den Geist.

Er besprach oder beschwor jegliches Uebel durch eine Zauberformel, die er einst als freies Geschenk von einem älteren Beschwörer übernommen hatte. Wer im Besitz einer solchen Formel war, durfte sie nur an einen einzigen Menschen, ein Sonntagskind, weitergeben, sonst wäre ihre Kraft gebrochen worden, und ohne Entgelt zu verlangen, mußte er damit gegen die Leiden von Mensch und Tier zu Felde ziehen. Wenn jemand an einem hartnäckigen Uebel litt, bekam er den Rat, es sich vom Hirten besprechen zu lassen; und die Bauernleute hatten einen starken Glauben an die Wirkung seines „Gesangs“ und gaben ihm, nachdem sie desselben teilhaftig geworden waren, freiwillig, je nach Vermögen, etwas aus der Küchertammer oder Milch, Butter und dergleichen mehr, was der arme Hirte auch annehmen durfte, ohne die Kraft seiner Formel zu gefährden. Allein, mit derselben Bereitwilligkeit wie die Reichen behandelte er auch die Armen, von welchen er wußte, daß sie ihm nichts geben konnten.

Da trug es sich in tiefer Winterzeit zu, daß Emma, des Pfarrers älteste Tochter, sich den Fuß verstauchte und sich infolge dessen lange sehr ruhig halten mußte. Das war eine um so schwerere Geduldsprobe für das zwar erwachsene, aber noch blutjunge Mädchen, weil darin auch der Verzicht auf alle Winterfreuden lag: sowohl auf diejenigen, zu welchen es seine jüngeren Geschwister fast täglich mit kleinen Handschlitten ausziehen sah, als auch auf die Wanderungen über den Schnee, aus welchem Millionen Sternlein funkelten, und durch die bereisten Wälder.

Eis und Schnee hatte zu jener Zeit dem Bogelsberg noch jeder Winter in Hülle und Fülle gebracht! Das hatte dazu gehört, wie die Sonnenglut, unter welcher die Bauernleute ihre Felder und Wiesen abernteten, zum Sommer.

Als Emmas Stillsitzen und Liegen in der winterlichen Dorfseiligkeit schon lange gedauert hatte und ihr Fuß trotz ärztlicher Behandlung immer noch nicht besser werden wollte, sagte des Schweinehirten Weib, das als Mutter eines Sohnes, der Knecht im Pfarrhof war, zuweilen dort vorkam, zur Pfarrmagd: „Wenn euer Fräulein, anstatt die Tochter zu brauden, mein Mann härt rufe löffe, kennt sie schon lang wieder hüppe im springe.“ Das war auch die Ansicht der Pfarrmagd, welche sie Emma nicht verhehlte; und diese beschloß, sich bei nächster Gelegenheit den Hirten kommen zu lassen und zwar einestheils, weil sie sich einen Spaß davon versprach, andererseits um den Beweis von der Wirkungslosigkeit des Besprechens zu erbringen und damit gegen den Aberglauben ihrer Dorfgenossen zu Felde zu ziehen.

Die Spulgeschichten, die sie von klein auf in den Bauernstuben erlauscht hatte, waren zwar nicht ohne Wirkung auf ihre Phantasie geblieben, so daß sie sich als Kind auf nächtlichen Wegen durch Wald und Heide dicht an den Vater angeschlossen hatte, in der Furcht, besonders an den als „Bancerwegen“ verurtheilten Stellen, zwischen Büschen, Felsen und thorrigen Bäumen einen der Unholden auftauchen zu sehen, von welchen sie gehört hatte. Beim hellen Licht des Tages erschien deren Existenz ihr allerdings grade so fragwürdig wie die der Märchengestalten aus ihren Büchern! Und jetzt, als erwachsenes Mädchen, fiel es ihr nicht mehr ein, an das bis ins Wunderbare gesteigerte Können einzelner Personen — sei es im guten oder bösen — zu glauben und dies um so weniger, als sie von den Einwirkungen der Hypnose noch nichts wußte.

Dazu kam, daß sie, was das Besprechen anlangt, schon ihre Erfahrung gemacht hatte, als sie noch ein kleines Mädchen und bei den Großeltern zu Besuch war. Damals waren ihre Hände durch viele Warzen verunstaltet gewesen und ihre jugendliche Tante hatte sie zu einer Frau geführt, die in dem Ruf stand, durch eine Besprechung von allerlei Gebrechen befreien zu können. Diese hatte dann auch ihr möglichstes getan, um die Warzen durch das Murmeln ihrer Zauberformel, durch Streichen und Bespeien der damit bedeckten Hände zum Abgang zu bewegen. Das letztere war der Kleinen sehr unangenehm gewesen, allein die Warzen hatte es keineswegs geniert. Die waren geblieben, bis sie durch eine vom Freund und Hausarzt der Großeltern verordnete Kur vertrieben wurden. Er hatte zu ihr gesagt: „Wenn am Abend in der Gefindefarbe das Licht brennt — es war ein Decklicht ohne Zylinder, wie sie damals in Küchen, Gesinde- und Bauernstuben allgemein im Gebrauch waren — tauche einen kleinen Draht in das Del und mache ihn am Licht heiß. Damit tupie auf der Warze herum, bis du einen leinen Stich spürst; und so mache es an jedem Abend mit jeder Warze. Du wirst sehen, das halten sie nicht lange aus!“

Nach gewissenhafter Befolgung dieses Rates war Emma auch bald die Warzenplage los geworden.

Und zum schickte sie sich an, des alten Hirten Können auch die Probe zu stellen.

An einem schönen Wintermorgen, als die Estern über Land gegangen waren, ließ sie ihn durch seinen Sohn holen. Das war nicht in der Ordnung! Denn wenn auch ihre Eltern mit ihm, als dem Hüter des Vorstevens, in geschäftlicher Verbindung standen, und wenn er auch, so oft ein Schwein geschlachtet worden

war, das Recht hatte, zu kommen, um sich eine Wursthuppe, einen Fuß des während des Sommers von ihm geschüteten Tieres und eine Wurst zu holen, so gehörte er doch in seiner Eigenschaft als Wunderdoktor nicht ins Pfarrhaus. Allein, indem es sich hier um eine wahre Begebenheit handelt, müssen die dabei beteiligten Menschen erscheinen, wie sie waren, und nicht wie sie hätten sein sollen.

Zu Emmas einziger Entschuldigung mag dienen, daß man zu jener Zeit in allen auf das religiöse Gebiet übergreifenden Dingen — wozu auch das Besprechen von Gebrechen bei Mensch und Tier gehörte — viel harmloser war als später. Der uralte Streit für oder wider den Glauben an Gottes Dasein — der durch L. A. Feuerbach und F. D. Strauß neu angefaßt, die führenden Geister erregte und nach und nach dazu führte, daß viele Menschen sich dem Materialismus zuwandten, während andere sich um so bewußter dem Gottsuchen und -glauben hingaben — hatte damals die breiten Volksschichten noch nicht so stark durchdrungen, wie es in den folgenden Jahrzehnten geschah und am wenigsten in welschen Gegenden. Der Christenglauben galt hier noch im allgemeinen als das Feststehende. In ihm fanden auch noch im allgemeinen als das Feststehende. In ihm fanden auch die Bogelsberger Halt und Trost für Leben und Sterben. Wer daneben trieb der Aberglauben: Der aus dem Urgrund der Menschheit erwachsene Baum, an dessen Zweigen nicht sowohl die schlummersüßigen Früchte der Hexenverfolgungen gereift waren als auch tief-sinnige Mären und Sagen, immer noch seine Wälder.

Jedoch, indem Glaube und Aberglauben, ohne die Gewissen zu beunruhigen, nebeneinander bestanden, ließen es auch die Seelsorger der Gemeinden — ohne allzuviel gegen den letzteren zu eifern — bestehen, wohl wissend, daß die Ausrottung kindisch-phantastischer Vorstellungen über den Zusammenhang der sinnlichen Welt mit der über-sinnlichen — die besonders in entlegenen Gegenden — sei es in Gebirgen oder auf Inseln im Meer — noch tief im Volksgemüt steckten —, nicht die Sache einzelner Personen, sondern ganzer Zeiterperioden sein würde.

Und nun noch einmal zurück in das Pfarrhaus, in welchem der alte Hirte erschien, um im guten Glauben an die Heilkraft seiner Besprechung ein Verfahren zu beginnen, das die genaue Wiederholung des bereits beschriebenen war.

Wenn ein großer Maler mit eingetreten wäre, könnte man vielleicht in irgend einer Gemäldegalerie ein Genrebild finden, das folgende Szene darstellt: Inmitten eines einfachen Zimmers sitzt ein junges Mädchen, das seinen Fuß einem vor ihm knienden, alten Mann hinhält, in dessen Neuhem der Kampf mit Wind und Wetter unter einem rauhen Klima seine Spuren hinterlassen hat, und der in seiner grotesken Häßlichkeit einen maseurischen Gegenfah zu des Mägdeleins blühender Jugend bildet. So wie sich der Blick des Alten fest auf den leidenden Fuß richtet, scheinen es auch seine Gedanken zu tun, und seine rechte Hand hält er erhoben, um im nächsten Augenblick den Fuß heilkräftig zu berühren.

Fünf Kinder, Buben und Mädchen in verschiedenen Altersstufen, umstehen die beiden Hauptpersonen und schauen dem eigentümlichen Vorgang gespannt und doch mit ganz verschiedenartigem Ausdruck in den jungen Gesichtern zu: die beiden größten Knaben schon mit überlegenem Spott; das kleinste Mädchen hange an eines der älteren Geschwister angelehnt.

Als der Wunderdoktor gegangen war, badete Emma ihren Fuß und entfernte damit die äußeren Spuren der erlittenen Behandlung. Es ist ungewiß, ob darin die Ursache zu suchen ist, daß auch dieser Gesang wirkungslos an ihr abprallte, oder ob es einen tiefer liegenden Grund hatte! Des Schweinehirten Weib nahm das letztere an, als es zur Pfarrmagd sagte: „Euer Fräulein hat keinen Glauben an den Gesang gehabt, sonst hätte ihr Fuß nach drei Tagen besser werden müssen! Wer den Glauben nicht hat, dem ist nicht zu helfen!“

Wie Veracruz genommen wurde.

Erst jetzt bringt der Kabel aus dem so schnell von den Amerikanern überwältigten Veracruz die genaueren Einzelheiten der Umstände, unter denen Daniel Sams Marinesoldaten die Stadt besetzten und nicht ohne Blutvergießen an die Stelle der mexikanischen Trifolore das Sternbanner setzten. Noch am Morgen des entscheidenden Dienstags wußte Veracruz nichts von dem Schicksal, das ihm bevorstand. Aber eine dumpfe Ahnung nahender schwerer Ereignisse lag über der Stadt, und die vielen Leute, die von der Hafenseite aus die amerikanischen Schiffe beobachteten, verfolgten mit einer Mischung naiver Neugier und banger Ungewißheit den Verkehr zwischen der Flotte und dem amerikanischen Konsulat. Noch wußte die Menge nichts davon, daß Admiral Fletcher entschlossen war, die Verhängung der Blockade mit der Befehung des Zollamtes zu eröffnen, und daß im Auftrage des Admirals der amerikanische Konsul den Militärkommandanten General Maas und den Bürgermeister Diaz aufgefordert hatte, „im Namen der Humanität“ — unter Androhung eines Bombardements — die Stadt zu übergeben. Trübschien der Vormittag verstreichen zu wollen, und auf der kleinen Insel San Juan d'Ulloa wogten die Kronen der Kokospalmen

im Morgenwinde. Wird's etwas geben? Was führen die Panzer, die „Gringos“, im Schilde? Schon drohte der Eifer der Schwadron am Strande zu erlahmen, als plötzlich, ohne Warnung, ohne Uebergang, das Bild sich veränderte und die lässige Neugier zur höchsten Spannung wandelte.

Es war 11 Uhr, als jäh von der Seite des Transportschiffes „Prairie“ ein Duzend bemannter Boote hervorschoß und im Tageslichte Gewehrläufe blühten. Die kleinen Fahrzeuge nahmen sofort ihren Kurs auf die Landungsbrücke, wo die mexikanischen Zuschauer sich drängten und noch immer nicht an den Ernst der Situation glauben wollten. Als die Boote anlegten und die 250 Amerikaner, nicht ohne Anwendung turnerischer Anstrengungen, ans Land sprangen, tönte ihnen aus der Volksmenge heiteres Gelächter entgegen: man amüsierte sich köstlich über die Springerkünste der neuen Gäste. Aber schnell sollte diese harmlos behagliche Stimmung enden. Noch war kein Widerstand erfolgt, noch war kein Schuß gefallen; jetzt aber sah man auf den Dächern der Häuser an der Wasserfront Metall ausblitzen, sah über den Mauern und zwischen Fensterrahmen einzelne Gewehrläufe aufstehen, und als die Amerikaner sich in Richtung auf das Zollhaus in Bewegung setzten, ward aus der Overtenstimmung jäh Ernst. Nach den ersten Schritten blühte es an einem Häuserdache auf, dann an drei, vier anderen Stellen, und einen Augenblick später war das Schießen allgemein geworden. Die Amerikaner antworteten sofort: und wenige Sekunden später fiel der Raß der Kanonen ein. Als man sah, daß Widerstand geleistet werden sollte, begann die „Prairie“ zu feuern, um die Mexikaner, Soldaten wie bewaffnete Bürger, zu verdrängen. Aber es war umsonst: die Landungsstrappen mühten zum schnellen Angriff schreiten. Noch war niemand gefallen. Dann sah man zwei Amerikaner getroffen niedersinken, die Erregung unter den Gelandeten stammte auf, und im nächsten Augenblick säumten die Truppen vor. Fünf Minuten später waren die Dächer der nächstliegenden Häuser gefäubert, die Schützen mit dem Bajonett zum Schweigen gebracht, die ersten Menschenopfer dieses „friedlichen Krieges“ gefallen. Ein paar mit der Waffe in der Hand überwältigte Bürger wurden als Gefangene abgeführt; und nun erfolgte ohne weiteren Zwischenfall die Besetzung des Zollhauses. Fast alle Beamten hatten bereits die Flucht ergriffen. Inzwischen waren an anderen Stellen weitere Matrosen gelandet; und als die Mittagstunde schlug, waren nicht nur das Zollamt, sondern auch das Postamt, der Bahnhof, das Rathaus und alle wichtigen Gebäude an der Hafenseite in den Händen der Amerikaner. Dies war der Augenblick, in dem der einzige Versuch eines organisierten Widerstandes einsetzte. Man sah Bänden von Mexikanern in westlicher Richtung die Stadt verlassen; und wenige Minuten später war ihre Absicht offenkundig geworden. Es war der Versuch eines Umgehungsmanövers, um die amerikanischen Truppen im Bahnhofsgelände abzuschneiden. Von der Flotte aus ward die Bewegung rechtzeitig beobachtet, und nun löste die Geschütze der „Prairie“ Tod und Verderben in die kleine Schar. Es währte nur wenige Minuten, dann war die Truppe aufgelöst und der einzige Versuch eines einheitlichen militärischen Widerstandes erledigt.

Aber das Schießen von den Häuserdächern schwieg darum noch nicht. Es waren nicht nur Bürger, die hier in patriotischer Hitze mit dem Schießsprügel hantierten; am Tage vorher waren mit der Bahn aus dem Inneren allerlei abenteuerliche Elemente eingetroffen, die im Falle eines amerikanischen Ueberfalls ein wenig Lorbeer ernten und wohl noch mehr im Trüben fischen wollten. Von den Stadtteilen aus, die von den Eroberern noch nicht besetzt waren, unterhielten sie ein lebhaftes aber schlechtgezieltes Feuer auf die Matrosen, wo immer ein Trupp auftauchte. Es war umsonst, daß der amerikanische Admiral einen Parlamentär mit weißer Flagge sandte, um die Stadtbehörde aufzufordern, für die Einstellung dieser Schießerei zu sorgen, widrigenfalls man Veracruz mit den schweren Schiffsgeschützen bombardieren werde. Der General Maas war bereits verschwunden, der Bürgermeister außerhande, etwas zu tun, und so begann denn das Bombardement. Vom Hafen aus sandten die Schiffe längs der Straßen ihre Geschosse, einzelne Gebäude, von denen aus besonders fleißig geschossen wurde, wurden unter Granatfeuer genommen, und bald war Ruhe geschaffen. Die Hafenseite der Stadt bietet nun freilich einen wüsten Anblick, denn viele Gebäude haben hier unter dem Geschüßfeuer mehr oder minder schwer leiden müssen. Als am nächsten Morgen aus den noch unbefetzten Stadtteilen wiederum Gewehrkräffe hiefen, wurde mit Hilfe von gelandeten Verstärkungen — gegen 3000 Mann — die ganze Stadt besetzt und alle Dächer abgesehen. Gegen 300 Gefangene führte man ab, in Paraden und z. T. an Bord der amerikanischen Schiffe. Als am nächsten Tage die ganze Stadt in amerikanischen Händen war, war von mexikanischer Seite nicht ein einziger Kanonenschuß gefallen.

Vermischtes.

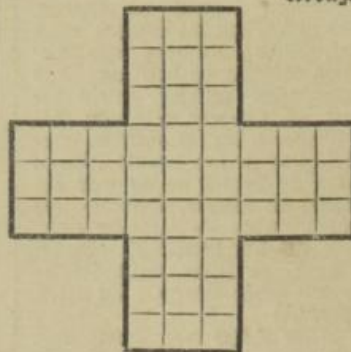
* Ein Menschenleben in Zahlen. Einen eigenartigen Einfall hat ein Mann, der toeben in einer Stadt des westlichen Frankreich im Alter von 77 Jahren gestorben ist, mit eherner Konsequenz sein ganzes Leben lang durchgeführt. Mit 18 Jahren begann er auf Heller und Wenig alle Ausgaben aufzuschreiben, die er für seines Leibes Nahrung und Nahrung machen mußte, und er hat über ein halbes Jahrhundert Zahl an Zahl gereicht und als gründlicher Statistiker systematisch geordnet. Die Ergebnisse, die der Gaulots mitteilt, sind recht interessant. Während der 59 Jahre hat er 628718 Zigarren geraucht, von denen ihm 43692 von Freunden geschenkt wurden; für die übrigen 585026 hat er nicht weniger als 30895 Fr. 33 C. ausgegeben. Gewiß eine ganz stattliche Leistung! In derselben Zeit hat er sich 86 Paar Hosen machen lassen oder neu gekauft und dafür 2314 Fr. 25 C. bezahlt; 76 Jafetts und Weisen haben ihn 3954 Fr. gekostet, 63 Paar Stiefel 1653 Fr. 75 C. Der Backere hat 300 Benden und „Vorhenden“ gebraucht und 354 Stehkragen, die ihn 1329 Fr. 25 C. gekostet hatten. Für Omnibus und Straßenbahnen hat er 3324 Fr. 50 C. notiert. Nach seinem Ausgabenbuch hat er in 15 Jahren 28875 Glas Bier, darunter 2344 Halbe getrunken, und für dieses Bier wie für 40303 Schnäpfe hat er 27640 Fr. zahlen müssen, und dazu 3234 Fr. Trinkgelder.

— Englische „Strafportomarken“. Eine neue Gabe besichert der englische Generalpostmeister den Briefmarkensammlern. Bisher wurde in England Nachporto oder „Strafporto“ — der Name ist ja nicht unberechtigt, da der Empfänger nicht etwa allein das fehlende Porto, sondern das Doppelte entrichten muß, also gleichsam für die Unachtsamkeit des Absenders „bestraft“ wird — nicht anders wie in Deutschland erhoben: ein Blaustiftschwürkel auf dem ungenügend frankierten Brief mußte als Quittung für das entrichtete Mehrporto genügen. Dem Beispiel Frankreichs und der Vereinigten Staaten folgend gibt die englische Postverwaltung nunmehr regelrechte Nachportomarken heraus; sie werden von der Post auf die ungenügend frankierten Sendungen aufgeklebt und der Empfänger wird fortan, wenn er Markenfreund ist, wenigstens eine Entschädigung für das unliebliche Nachzahlen von Porto haben. Die neuen Marken sind von G. W. Eve entworfen und unterscheiden sich von allen anderen britischen Marken dadurch, daß sie kein Herrschervorträt tragen. Statt des Bildnisses des Königs Georg zeigen die Marken einen Wappenschmuck, in dem die Rose, die Distel und das Kleeblatt aufstehen, die Wahrzeichen Englands, Schottlands und Irlands. Dabei tragen sie keine Landesbezeichnung. Zur Ausgabe gelangen einstweilen ½ d, 1 d, 2 d und 5 d Marken.

Büchertisch.

— Neuerscheinungen der Universal-Bibliothek. Nr. 5661. 5662. Ueber das Dirigieren. — Bericht über eine in München zu errichtende deutsche Musikschule. Von R. Wagner. Herausg. u. eingel. von G. R. Kuse. In Leinen 80 Fig. — Nr. 5663. Köstliches Geißt von Georg Hirschfeld. Komödie in drei Aufzügen. — Nr. 5664. Luxuspflanzen und andere Novellen. Von Emma Haushofer-Merk. Inhalt: Luxuspflanzen. Bergweg. Liebhabertheater. Ein Weihnachtssabend. — Nr. 5665. Vier Schwänke. Von Carl von Besla. Inhalt: Graf Ladislaus. Original-Gstsch in einem Aufzug. Frisches Lux und Kompanie. Schwank in einem Aufzug. Samuel Bed. Detektiv-Gstsch in einem Aufzug. Aber Anna! Original-Gstsch in einem Aufzug. — Nr. 5666—5670. Madame Bovary. Von Gust. Flaubert. Aus d. Franzöf. überf. v. Hedda Eulenberg. In Leinen 1,50 Mark.

Kreuzrätsel.



In die Felder nebenstehender Figur sind die Buchstaben

cc, eeee eeeee, h h, i i i, k k, l l l, m m m, n n, o o, p p, r r r, s s s, t t t, u u
u derart einzutragen, daß die senkrechten und wagerechten Reihen gleichlautend folgendes ergeben:

1. Geschenk der Erde.
2. Ein Längenmaß.
3. Deutsches Land.

Auflösung in nächster Nummer.

Auflösung des Logogriffs in voriger Nummer:
Band, Wind.